# In freier Stunde

## Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) 

„Was führt dich heute her, Karl?"

„Ich will in die Schleiferei nach Driesbach, und da durfte ich doch nicht bei euch vorüberfahren."

„Das mein' ich auch. Guten Tag, junge Frau Demut. Guten Tag . . ." mehr vermochte die flinke Zunge Martha Schmidt nicht zuzurufen; denn das Herz schlug dem jungen Bauern bis zum Halse.

Auch die Mutter kam raschen Schrittes und reichte den Freihofleuten mit herzlichem Glückwunsche die Hand. Als sie auch dem fremden Mädchen die Rechte zur Begrüßung entgegenstreckte, blickte sie in ein Paar braune Augen, die ihr weit offen entgegenleuchteten und, als wäre sie recht zufrieden, schloß sie an ihren Gruß noch einen raschen Händedruck. Im warmen, sonnendurchleuchteten Zimmer klang ihr „Willkommen", das sie nach altem Brauche nochmals bot, herzlich und frei. Fritz Menzel aber eilte in seine Kammer, um sich umzuziehen. Er wollte mitfahren.

Des jungen Bauern Schwester hatte mit der Mutter am Spinnrade gesessen. Neugierig sah sie besonders dem Mädchen entgegen, das ihrem Empfinden nach einmal als Bäuerin hier einziehen sollte. Auch Else fand Gefallen an dem Mädchen und trug ihr Herz Martha Schmidt in schwesterlicher Liebe entgegen. Kein schmerzliches: die wird dich verdrängen, oder: warum mußte Fritz sie treffen? ward in ihr lebendig. Eine mußte schließlich auf den Hof kommen, und sie mußte gehen. Das war mit ihr groß geworden, das sagte sie sich ohne Bitterkeit.

Martha Schmidt aber saß stumm am Tische. Das war die Behausung des Mannes, den sie liebte! Sie bot nichts Besonderes. Neben der Tür hing das alte, ererbte Handtuch, auf dem in Blaudruck Christi Auferstehung und ein Bild der Stadt Jerusalem zu sehen waren. Das war das Paradehandtuch. Darunter — und damit unsichtbar gemacht — hingen die Handtücher für den täglichen Gebrauch. Der eine der Nägel, der sie hielt, war in den „Topfschrank" eingeschlagen. Darin lehnten buntgemalte Teller, standen ein paar blitzblanke Zinnkannen, alte Hochzeitsgeschenke, und leuchteten einige bunte, blaue, grüne und bemalte Gläser. Es war alles wie in anderen Häusern, vielleicht sauberer, vor allen Dingen bestrahlt von der hellen Sonne, aber — es war Martha Schmidt doch auch wieder so eigenartig, als riefe jedes Ding: Hüte dich, hier haben wir Heimatsrechte, und ob wir dich, die Tochter deiner Mutter, brauchen können, das wissen wir noch nicht. Das machte das Mädchen stumm.

„Also nach Driesbach wollt ihr?" begann die Mutter das Gespräch.

„Ja," berichtete Karl Demut, „ich will in die Schleiferei. Wir haben am roten Berge ausgeforstet, und um das Holz alles auf Knüppel zu schneiden, dazu ist es zu schade."

„Ganz recht. Und du, Hannchen, hast deine Freundin mitgenommen?"

„Ja, Martha Schmidt heißt sie."

„Ich weiß es bereits. Sie war Fritzens Brautjungfer."

„Aber ‚Hannchen' heiße ich nicht mehr, Mutter Menzel."

„So, wie denn?"

„Hanna."

„Warum das?"

„Weil ich jetzt eine Frau bin."

„Hättest ruhig noch eine Weile Hannchen bleiben können; denn das ‚Hanna' und schließlich das ‚Hanne' — wenn du einmal älter bist — kommt noch früh genug. Else," fuhr die Bäuerin fort, „wenn du willst, dann fahre mit."

„Fritz fährt schon mit."

„Fritz?"

So geschwind hatte sich Fritz Menzel selten in seinen Staat geworfen. Lachend schritt er zur Tür herein.

„Mutter, ich fahre mit."

„Das sehe ich," gab die Mutter lachend zurück.

„Ich will einmal hören, wie die Preise sind. Wir könnten am Ende in der Silberleite auch ausforsten."

„So," sagte die Mutter, aber als sie ihren Fritz ansah, saß ihr der Schalk in den Augen, und ihr großer Junge errötete. Auch das Mädchen am Tische war wie mit Blut übergossen, als sie die junge Freihofbäuerin unter dem Tische anstieß. Else kicherte leise.

„Else, wir haben auch für dich noch Platz," begann Karl Demut.

„Ach nein," gab Else zurück, „dann wäre die Mutter allein, und beim Füttern gibt es immer viel zu tun. Macht euch recht vergnügt!"

Der junge Bauer aber sprang bereits wieder eilig draußen im Hofe umher; den kleinen Knecht, der gaffend an der Stalltür stand, nahm er freundlich, aber trotzdem nicht weniger herzhaft, bei den Ohren. „Ist das gestreut? Soll denn ein fremder Mensch, der zufällig in den Stall kommt, denken, bei uns wird das Vieh im Drecke groß? Das sage ich dir: wenn ich heimkomme, und es blitzt nicht alles, dann —!" Damit war er zur Tür hinaus. Der Junge sah seinem Herrn verwundert nach. Er hatte heute seine Arbeit getan wie an anderen Tagen, und es war bislang immer recht

gewesen, und daß die Kühe im Drecke standen, war wahrhaftig nicht wahr.

Fritz Menzel aber stand schon bei der Magd: „He, Liese, wie lange ist denn die Küche nicht gescheuert?"

„Morgen wird sie wieder gescheuert."

„Das kann auch heute gemacht werden."

„Heute ist nicht der Tag dazu."

„Warum nicht?"

„Weil er's nicht ist."

Aergerlich ging der Bauer davon. Mit der Liese war nicht viel anzufangen. Die war seit mehr als zehn Jahren auf dem Hofe.

Die Gäste saßen schon im Schlitten, als Fritz seiner Mutter den dicken Wintermantel abnahm, den sie ihm sorglich herbeigetragen hatte. Er hätte ihn vergessen. Es schien ihm gar nicht kalt zu sein, obwohl die Fenster kaum auftauten.

„Mutter," schmeichelte er, „hast du noch Kuchen im Hause?"

„Freilich, du zappeliger Fritz." Damit gab sie ihm die Hand. Sie blickte ernst, aber freundlich.

Der Schlitten klingelte durch das Dorf. In der sonnendurchglänzten Bauernstube aber hängte sich Else an den Arm der Mutter.

„Mutter, nun kommt bald eine junge Bäuerin."

Die Mutter legte ihre harte, runzlige Hand auf den Arm der Tochter und blickte durch das Fenster, ohne zu sprechen.

„Sie gefällt mir," fuhr das Mädchen fort.

Die Mutter nickte, und die beiden Frauen kehrten zu den Spinnrädern zurück. Als die Räder schnurrten, da sannen sie.

* * *

Die Fahrt nach Driesbach war wunderschön. Durch den verschneiten Wald ging es bergab, in einem langen, engen Tale dahin. Von dem Bergrücken, der das Tal zu versperren schien, blickte trutzig eine graue Burg herüber. Sie war nicht nach Art der meist späteren, zinnengeschmückten, mittelalterlichen Schlösser gebaut. Schmucklos, ein gewaltiger, viereckiger Kasten mit hohem, steilem Dache, entstammte sie älterer Zeit. Die Straße wand sich wieder auf einen Höhenrücken und gab den Blick frei in ein zweites, weiteres Tal und auf den breiten, eisbedeckten Fluß. Ein gewaltiges Wehr, wohl mehr als hundert Meter breit, staute das Wasser seeartig auf, und die weite, blanke Fläche glitzerte im hellen Sonnenlichte. Weiter hinaus aber reihte sich Bergwand an Bergwand, hoch und steil, geschmückt mit unendlich weiten Nadelwäldern. Und über all der Herrlichkeit lag Weihnachtsstimmung!

Der Schlitten fuhr rasch am Flußufer dahin, der Schleiferei zu. Ueberall starrende Eismassen, nur hier und da, wo des rasch dahineilenden Wassers Gewalt zu mächtig gewesen war, hatte der Winterriese den unbändigen Wellen ihren Willen lassen müssen. Da waren offene Stellen. An denen aber liefen zahllose Fußspuren zusammen, von dem Tritt des lasurfarben leuchtenden Eisvogels bis zu dem des scheuen Hasen oder des rotröckigen Räubers, des Fuchses. Die offenen Flußstellen dienten den Tieren der Ufer und der Bergwälder als Tränken.

Im Schlitten war die Unterhaltung durchaus nicht lebhaft gewesen. Fritz Menzel hatte da und dort erklärt, Hanna hatte Fragen eingeworfen, aber Martha Schmidt wollte nicht aus sich herausgehen.

Was soll es werden, wenn ich mein Herz nicht ganz festhalte? fragte sie sich. Wäre ich doch nicht mitgefahren. Es wird über mich kommen und stärker sein als ich, und dann wird die Not über uns hereinbrechen. — Fritz Menzels Augen aber leuchteten. ‚Sie wird mein Weib, mag sie reich sein oder arm.' Vor ihm lag die Zukunft so hell wie die sonnige Winterlandschaft.

Die Pferde liefen munter, und es dauerte nicht lange, so hielt der Schlitten vor dem Gasthause in Driesbach. Hanna Demut ging mit ihrer Freundin in das Gasthaus, und die Männer schritten über den Fabrikhof, der Schreibstube zu. Rasch waren die Geschäfte erledigt, und nun saßen alle im warmen Gastzimmer um den runden Tisch.

Fritz neckte seinen Freund, den jungen Ehemann, aber meist antwortete Hanna schlagfertig an seiner Stelle. Das „Fräulein", mit dem der junge Bauer erst Martha angeredet hatte, vergaß er sehr bald und rief sie nur noch, wie es auf den Dörfern Sitte war, bei ihrem Vornamen. Das Mädchen vermochte den „Herrn Menzel" noch nicht zu vergessen, und es machte Fritz Spaß, auf Martha Schmidts „Herr Menzel" mit „Fräulein Martha" zu antworten. Auf einmal wurde er ernst.

„Die Mutter arbeitet über ihre Kräfte," begann er.

„So nimm dir noch einen Knecht," entgegnete Karl Demut.

„Das will die Mutter nicht, und ich muß ihr recht geben. Wir haben zwei Knechte und eine Magd. Eine noch größere Belastung verträgt die Wirtschaft nicht ohne Schaden. — Ja, wenn man noch wüßte, wie man ankäme."

„So heirate," rief Hanna lachend, „und du bist heraus aus der Not."

„Das ist leicht gesagt. Ich muß meine Schwester herauszahlen."

„Dann nimm dir eine reiche Frau. Es gibt ihrer genug."

„Wenn ich die nun aber nicht mag."

„Was, du magst keine reiche Frau?"

„Es muß noch etwas mehr da sein als Reichtum."

„Noch mehr?"

„Ich muß sie gern haben."

„Und sie?"

„Kann es halten, wie sie will. Ich denke aber, wer mich heiratet, tut es auch nicht nur, um versorgt zu sein. — Nun, Fräulein Martha, was sagen Sie dazu?"

„Ich suche in Gedanken eben eine Frau für Sie!"

„Das ist freundlich von Ihnen. Sind Sie schon weit gewandert?"

„Ja, bis ans Ende der Welt."

„So weit müssen Sie suchen?"

„Das wohl nicht. Eine Frau fände ich Ihnen gewiß leicht. Ich suchte ein Plätzchen für m i ch."

„Was soll das heißen?" fragte Hanna.

„Ich habe gestern mit der Mutter gesprochen. Es ist richtiger, ich nehme eine neue Stellung an. Im Pfarrhause in Bergdorf suchen sie ein Mädchen zu zwei kleinen Kindern, und wenn ich auch nicht viel gelernt habe, die zwei Kinder zu bemuttern, dazu reicht es."

„Sie wollen fort?" fragte Fritz Menzel in unverhohlenem Staunen.

„Es ist das beste."

„Warum?"

„Daheim kann ich nicht bleiben, und auf dem Freihofe braucht man mich wirklich nicht. Da ziere ich nur die Stühle; denn alle Arbeit weiß Hanna von mir abzuhalten."

Hanna aber verstand ihre Freundin. Sie fühlte es, daß der Entschluß, fortzugehen, eben erst in ihr Gestalt gewonnen hatte, und wenn sie der Worte des Vaters gedachte, durfte sie nicht einmal abreden.

Fritz Menzel trank versonnen sein Bier. Als sie sich erhoben, um zurückzukehren, da richtete er sich strack in die Höhe, und als er Martha den Mantel anziehen

half, sagte er laut und unvermittelt, gewissermaßen als Abschluß seiner Gedanken: „Das wollen wir doch sehen!"

Die Männer holten die Pferde, Hanna wischte sich eine vorwitzige Träne aus dem Augenwinkel. Martha aber legte ihren Arm in den der Freundin und sagte: „Hanna, sei nicht töricht! Später tut es noch mehr weh."

Als man wieder am Wehre vorüberfuhr, fragte Fritz Menzel unvermittelt: „Fräulein Martha, sehen Sie, was dort der Frost zuwege gebracht hat?"

„Ja," antwortete sie. „Es ist wunderbar!"

„Und es scheint unzerbrechlich zu sein. Viele Männer könnten tagelang hart arbeiten und würden die Säulen und die wunderlichen Figuren nicht fortschaffen können."

„Das glaube ich wohl. Und die Sonne macht es in wenigen Tagen."

„Sehen Sie, das meine ich," rief der junge Bauer fröhlich. „Es ist nicht etwa leicht. O nein: da leckt die Sonne viele Tage lang, dann kommt warmer Regen, dann der Wind, zuletzt der Eisgang. Und wenn das Eis den Fluß dahindonnert — das müßten Sie einmal sehen —, dann werden alle die alten, festen Ketten, die der Winter geschmiedet hatte, zerrissen, und wenn's einige Tage getobt hat, ist zuletzt alles wieder in schönster Ordnung."

(Fortsetzung folgt.)

# Schreie aus dem Nebel

Von Franz F. Oberhauser

Während der Unterhaltung im Salon des Dampfers fing plötzlich ein Foghorn zu rufen an. Es war Abend. Kein Sturm hing an den hohen Wogen; der Friede einer guten, ruhigen Fahrt hatte die Gemüter eingelullt. Dann — nach acht Tagen mitten auf dem Meere —, war ein dichter Nebel eingefallen. Der Himmel verschwand, die Wasser schimmerten heimlich und böse. Die blauen Lichter an den Masten lockten aus dieser eigenartigen Dämmerung wie kleine Augen versteckter Tiere. Augen, die sich öffneten und wieder schlossen, wenn eine Nebelhand darüberglitt.

Der Ruf des Foghorns wuchs machtvoll aus einer ersten Unsicherheit auf. Er teilte sich den Wänden, Stühlen und selbst dem feinen Porzellangeschirr mit. Die Passagiere, durch den unerwarteten Ruf erschreckt, ließen die Spielkarten aus den Händen gleiten. Die Musik, die ohnedies spärlich aus einem kleinen Zimmer herüberkam, ging ganz verloren.

Auf einem Tisch, an dem eine etwas ältliche Dame mit einem großen Saphirring saß, begann sonderbarerweise der zierliche, leichte Löffel in der Tasse zu tanzen. Die Dame wendete sich an die Gesellschaft, die mit am Tische saß und die sich eben die Zeit mit einem glatten Würfelspiel vertrieb und fragte langsam: „Was — soll denn das heißen?"

„Es ist meine erste größere Seefahrt, gnädige Frau. Ich habe keine Ahnung!" gab Gregor Mallin zurück.

„Wir wollen hinaufgehen, Herr Mallin," bat Gloria Lobb, „es muß irgend etwas geschehen sein!"

„Wie Sie wollen!" folgte Gregor ein wenig zögernd. Er stand langsam auf, räumte erst die Würfel in die graue hölzerne Schale und als er damit fertig war, fügte er hinzu: „Ich will einmal erst nach Ihrer Mutter sehen, Gloria. Vielleicht fürchtet sie sich!" Er wartete keine Erwiderung ab und ging. Gloria sah ihm einen Augenblick lang irritiert nach, dann ging sie hinauf auf das Verdeck. Es waren schon eine Menge Leute da. Aber sie sahen nichts. Der Nebel hing dicht und gleichmäßig über dem Ozean. Er war so fein und doch wieder stark genug, daß man ihn fast greifen konnte. Man schien gleichsam in einer geheimnisvollen Kammer gefangen zu sein. Die Maschinen stoppten; ganz langsam und fremd rauschten die Wasser, schwer und müde, unwillig fast. Als Gloria schon an der Reling war, bemerkte sie ihre Mutter hinter sich. Sie winkte ihr zu, näher zu kommen. Ein Offizier mochte das Zeichen als für sich bestimmt finden, und trat zu Gloria. „Sie brauchen keine Angst zu haben," sagte er. „Wir sind in Ordnung!"

„Ja — aber —"

„Sehen Sie, dort drüben, geradeaus —"

Immer deutlicher tauchte ein Schiff auf, trieb näher. Es schwankte. Ein Blinklicht wurde sichtbar; es verlöschte und tauchte tief in den Nebel gehüllt wieder auf. Das Foghorn hatte mit seinem mahnenden Ruf ausgesetzt. Dünn und segellos griffen die Maste und Rahen der Fregatte in die Höhe. Wie das Trugbild eines bösen Traumes schwankte das fremde Schiff in der grauen Gefahr. Kein Laut. Kein Ton. Keine Antwort auf die Signale des Dampfers. Nur das heftige, rötliche Auge eines Laternenlichtes lief durch die Dämmerung herüber. Still und verlassen hing die Fregatte in der verschleierten Nähe. Dann verschwand sie ebenso rasch, wie sie aufgetaucht war.

„Sehen Sie, es legt am unrechten Bug bei!" fing der Offizier wieder zu sprechen an.

„Was ist mit diesem Schiff?" fragte Gloria.

„Es scheint ohne Bemannung zu sein. Vielleicht hatte es ein Sturm vom Anker gerissen, vielleicht ist es ein treibendes Wrack. Wir hoffen auf unsere Meldungen eine aufklärende Antwort zu bekommen!"

„Warum ist man nicht näher gefahren?"

„Das wäre gefährlich. Der Nebel. Das Schweigen. Die Stille auf dem fremden Schiff!"

„Es sieht schrecklich aus. Ich kann jetzt den Eindruck verstehen, den solch ein fremdes treibendes Schiff auf die Seeleute macht. Ich kann ihre Gefühle begreifen, wenn die Matrosen auf großer Fahrt solch einem gespensterhaften Wesen begegnen!"

Die Passagiere waren eben im Begriff wieder in ihre Kabinen und in die freundlichen, behaglichen Räume unter Deck zu gehen, als plötzlich ein einziger, unerwarteter Schrei die Stille zerbrach. Er schoß wie eine Lanze über das Verdeck. Die Stimme war so heftig, daß selbst Gloria den Arm des freundlichen Offiziers ergriff. Die Gesichter der Passagiere hingen jetzt ganz anders in der Dämmerung; das Erschrecken zeichnete sie und manche von ihnen suchten einen Halt. Das war Angst, die hier schrie. Das war Not, die ihre Stimme erhob.

„Mein Gott!" redete eine Stimme, „das sind Schiffbrüchige! Ich habe es gewußt! Das fremde Schiff . . . das Unglück . . ."

„Ich bitte um Ruhe!" sagte der Offizier laut.

Aber da erscholl abermals diese peinigende Stimme. Schrill, durchdringend kam sie jetzt von unten herauf. Aus den Nebeln. Nein, von ganz rückwärts. Es war die Stimme eines Wesens, das auf dem Wasser planlos dahintrieb. Wieder ertönten die Signale, die Rufe nach Antwort. Sie kam ihnen entgegen. Wieder von rückwärts, als würden dort Menschen auf einem Floß dahintreiben. Eine Stimme, die sich jetzt, halb zerrissen heraufschwang; es war keine menschliche Stimme mehr; sie war scharf, kurz und manchmal nur dehnte sich der Schrei zu einer bewegten Stimme aus und verlor sich in der Dämmerung. Jetzt erscholl es von der Breitseite, und wieder nach einer Weile kam es von vorne her, vom Bug. Die Stimmen mußten am Dampfer vorbeigetrieben haben, am Schiff entlang, niedergedrückt von den Nebeln. Wieder zuckten die Blinklichter auf. Nichts! Nichts! Aber dann kam es näher, dann jagte es plötzlich über die Köpfe der erschrockenen Passagiere hinweg, immer mehr Stimmen waren da, immer lauter, schriller und heftiger, wie ein unsichtbares Netz flocht es den kleinen Dampfer ein. Dann war es ganz laut. Es war da. Zwischen den Menschen; es sauste über den Erschrockenen hinweg, schaukelte in der Luft, hing oben, schwankend, spielend. Flügel schimmerten silbern im hellen Licht der Lampen auf. Blitze erwachten, Körper, immer näher, immer deutlicher: Vögel! Seevögel! Jene wilden stürmischen Meervögel, die hier, hinter den Nebelwänden, in den Nebelfalten ein Spiel der Liebe übten. Das Schiff jäh überfallend, aus der unsicheren Dämmerung heraus mit ihren Lockrufen, die wie die Stimmen gequälter Menschen sind, Stimmen aus gepeinigten Kehlen. Die alle Ohren täuschten. Die Maschinen liefen wieder zur vollen Stärke an. Man hörte deutlich die Wasser rauschen. Die Passagiere waren wieder zurückgekehrt zu ihrer Unterhaltung. Glorias Mutter hatte einen Umhang in der Hand. „Nimm," sagte sie, „es ist kalt geworden!" Gloria ließ sich den Umhang um die Schultern legen. Sie stand nachdenklich an der Reling. „Wo ist Herr Mallin?" fragte sie in die Dämmerung hinein.

„Unten, natürlich! Er sagte, er würde einen heißen Tee vorbereiten für uns . . ."

„Unten!" wiederholte Gloria.

*„Was hast du?“ fragte die Mutter. „An was denkst du?“*

*„An dieses fremde, planlos treibende Schiff. An die Gefahr, an die Angst. Und an den Mut . . .“*

„Ich verstehe dich nicht!“

„Wirst mich gleich verstehen, Mutter. Es ist sonderbar, wie alles im Leben eine Bedeutung bekommen kann. Durch irgend ein Zwischenspiel. Durch eine Geste, eine Entdeckung. Ein Gefühl . . . Sieh einmal, diese Stimmen, die uns täuschten — es konnte ja alles wirklich gewesen sein. Wir konnten auch wirklich in größter Gefahr uns befinden, ein Schiff, allein im weiten Meer — mein Gott — irgend etwas geschieht, von dem man nichts weiß — man ist ausgeliefert einigen Menschen . . . aber, was soll ich viel reden: ich will nicht mehr, daß mir dieser Gregor den Hof macht. Ein Mann, der feige ist, und schon bei der geringsten scheinbaren Gefahr an sich selber denkt — — —“

„Es kann nicht jeder ein Held sein. O, diese Verwirrung im Nebel!“

„Nicht ein Held, aber ein Mann! Und nein — keine Verwirrung im Nebel . . . für mich bedeutet sie mehr — viel mehr! Du wirst mich ja verstehen, Mutter!“

„Aber nun komm, Kind. Kannst ja tun, was du willst, und wie es dein Gefühl dir zuredet!“

Als sie wieder an ihrem Tisch im Salon saßen, war dieser Herr Gregor schon da und rauchte gemächlich eine Zigarette.

Und die ältliche Dame sagte: „So was! Das ganze Schiff ist nervös! Wegen so einer Dummheit! Ich habe es ja gleich gesagt!“ damit stand sie auf, und legte draußen vor dem Spiegel etwas Rouge auf die blassen Wangen.

# Am Hüttenfeuer

**Drei Geschichten von Henry Hoek.**

Von Henry Hoek ist soeben ein neues Berg- und Ski-Buch „Am Hüttenfeuer“, im Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg erschienen, in dem drei durch einen Schneesturm auf der Hütte festgehaltene Skiläufer sich interessante, amüsante und belehrende „erlebte und erlogene Abenteuer“ erzählen. Drei solcher Erzählungen bringen wir aus diesem Buche im nachfolgenden zum Abdruck:

### 1. Mein kältester Tag.

In der ersten Hälfte des Februar im Jahre 1901 bin ich mit einem Freund von Airolo hinaufgeklettert zum Lago Ritom. Sobald wir einmal in dem breiten und flachen Hochtal von Piora waren, hatten wir prächtiges Skiland vor uns, und in heller Sonne zogen wir durch tiefen, lockeren Pulverschnee nach Osten dem Passo dell'Umo zu. Es war ein schöner Tag, aber bitter, bitter kalt. Wir hatten, wie immer in jenen Jahren, keine Felle, wir wußten auch nichts von Steigwachs. Daher kamen wir nur sehr langsam voran. Es mag so gegen drei Uhr gewesen sein, als wir endlich die Paßhöhe erreichten. Da fanden wir eine nach Westen offene Unterstandshütte, wie die Schäfer des Tessins sie gerne bauen. Wir waren sehr hungrig und sehr durchfroren, gerne ergriffen wir die Gelegenheit, windgeschützt in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne unseren Kochtopf aufzubauen. Wir füllten ihn mit Schnee, um einen warmen Tee zu brauen. Während wir mit steifen Fingern uns bemühten, kam ein Bergfink geflogen und hüpfte zutraulich um den Topf und unsere Füße.

Der Schnee schmolz nur sehr langsam. Draußen, vor dem offenen und türenlosen Eingang, trieb ein übler Wind den Schneestaub an der Hütte vorbei; blutigrot leuchtete manchmal die Sonne durch die wirbelnden Wolken. Wir froren ganz erbärmlich. Da kam mir, ich muß schon sagen, eine richtige Kateridee: ich schlug vor, um das Warten erträglicher zu machen, schnell auf den nahen Piz Scai zu steigen. Wir schätzten dieses Unternehmen auf etwa fünfzig Minuten. Also legten wir die Ski wieder an und zogen los. Es dauerte aber viel länger, als wir geglaubt, und es begann schon zu dunkeln, bevor wir den Paß wieder erreichten. Es war noch kälter, und der Wind war beinahe zum Sturm geworden. Wir sprachen immer wieder von unserem warmen Tee, auf den wir uns sehr freuten. Doch da wartete uns eine grausame Enttäuschung. Wir fanden den Spiritus verbrannt, den Schnee geschmolzen — aber bereits wieder zu einem dicken Eisklumpen gefroren . . . und vor dem Topf lag der kleine Vogel starr und steif im Schnee.

Ich weiß heute noch, wie tief traurig und mutlos ich einpackte. Den Vogel stopfte ich in die Hosentasche und hoffte, er würde wieder auftauen und lebendig werden! Inzwischen war es immer dunkler geworden. Wir sahen schlecht für die Abfahrt, und alle Augenblicke fiel einer in den tiefen kalten Schnee. Jedesmal wurde der Entschluß, wieder aufzustehen, schwerer. Immer stärker spürte ich das Verlangen, liegenzubleiben und ein bißchen auszuruhen. Und wußte doch genau, daß dies den Tod bedeuten würde.

Beinahe willenlos schleppten wir uns weiter. Das Schicksal war uns gnädig. Endlich sahen wir ein Licht — das war das Hospiz Santa Maria auf dem Lukmanierpaß.

Dies war in jenen Jahren, als da oben den ganzen Winter lang kein fremder Mensch gesehen wurde. Wir taumelten in eine große Stube, in der drei Erwachsene und sechs Kinder hausten, dazu Ziegen und Hühner . . . Der Raum war überheizt und die Luft verdorben; uns wurde sehr, sehr übel. Aber wir waren gerettet.

Als wir uns erholt hatten, fragte ich nach einem Thermometer. Es war eins da, aber es zeigte nur bis 30 Grad. Und es war viel kälter . . . Später erfuhren wir, daß wir in der kältesten Nacht seit vielen Jahren unterwegs gewesen waren. In Andermatt hatte man 38 Grad gemessen. Kein Wunder, daß mein kleiner Vogel auch am folgenden Morgen noch tot war. Aber ein kleines Wunder, daß wir noch lebten.

### 2. König Albert von Belgien im Gebirge.

Die Sciorahütte ist vielleicht eine der schönstgelegenen der ganzen Schweizer Berge. Trotzdem ist sie wenig besucht. Das hat natürlich seine Gründe. Einmal liegt sie recht abseitig, schon beinahe an der italienischen Grenze, und weit fort von den großen Bahnsträngen; dann ist es ein sehr langer und mühsamer Aufstieg, um von Promontogno aus zu ihr zu gelangen; und schließlich sind beinahe alle Bergziele in ihrem Bereich sehr schwer, oder zum mindesten schwer — und dazu noch vielfach steinschlaggefährlich. Sie ist so recht eine Unterkunft für zünftige Bergsteiger. Zu dieser Sorte durfte der König der Belgier, Albert, sich zählen. Er war ein guter Kletterer und ein tadelloser Sportsmann, der in den Bergen immer inkognito reiste. Vor drei Jahren war er in der Sciorahütte zusammen mit einigen Bergfreunden und einem Führer. Die Partie hatte schon einige stramme Fahrten gemacht und war nun mit ihrem Proviant zu Ende. Man wollte am nächsten Morgen in aller Frühe ins Tal zurückkehren.

Abends spät kamen noch zwei Sachsen. Und zusammen bereiteten die Bergsteiger am Morgen ihr Frühstück; die Partie des Königs kochte einen mageren Kaffee, zu dem es nur noch harte Brotrinden gab. Die tunkte auch der König ein, um sie genießbarer zu machen. Nun trug er aber am kleinen Finger der rechten Hand einen sehr auffallenden Siegelring. Dieser Ring erregte die Aufmerksamkeit des einen Herrn aus Sachsen, und unentwegt schaute er auf des Königs Hand. Dieser, der sehr gut Deutsch sprach, dachte, der Mann schaue so, weil er sein Brot einstippte. Und endlich sagte er: „Wissen Sie, hier darf ich stippen. Zu Hause, da leidet es meine Frau nicht.“

„So,“ sagte der Sachse, „und was sind Sie denn daheeme von Beruf?“

„Daheeme von Beruf? Bin ich Geenig!“

Ich fürchte, der brave Mann aus Sachsen weiß heute noch nicht, wen er vor sich hatte . . .

### 3. Der Adler und die Gemsen.

Bei Soglio habe ich einmal ein nicht alltägliches Erlebnis gehabt Wir wollten auf den Pizzo Gallegione . . waren aber viel zu spät aufgebrochen. Da mehr als 2200 Meter muß man steigen — über glutheiße Südhänge, ohne Wasser. Gegen Mittag waren wir erst etwas unterhalb des Passo Prasigliano, und wir entschlossen uns umzukehren. Zunächst lagen wir einmal im Schatten eines Felsblockes, und während ich den letzten Apfel schälte, vergnügte sich meine Frau damit, die Gegend mit dem Zeißglas abzusuchen. Plötzlich faßte sie mich am Arm: Gemsen! Tatsächlich, in der Steilwand des Pizzo Marzo fand ich ein kleines Rudel auf einem geneigten Band. Die Tiere benahmen sich ganz merkwürdig. Sie standen fast regungslos, äugten nur immer wieder die Wand hinauf, drängten sich eng zusammen und hatten ein Kitz zwischen sich . . . Und dann sahen wir von oben, über den Rand des Bergkammes weg einen großen Adler kommen. Er stieß im steilen Gleitflug, ganz nahe an den Felsen entlang, auf die Gemsen hinunter und versuchte mit den Schwingen ein Tier zum Absturz zu bringen. Das gelang ihm aber nicht; das Band war wohl zu breit. In großen Spiralen ließ er sich vom Hangwind wieder nach oben treiben — die Gemsen jagten in wilder Flucht die Wand bergab und drängten sich auf einer tieferen Stufe wieder zusammen. Dort erwarteten sie den zweiten Angriff. Der war auch erfolglos. So wiederholte sich das Spiel viermal. Dann hatten die Gemsen die Hochweide erreicht, wo der Raubvogel ihnen nichts mehr anhaben konnte. Er stieg so hoch, daß er nur noch ein Rätselpunkt war, und dann verschwand er für uns.